

Gastkolumne

Was Chinas Aufstieg beenden könnte

Für ein chinesisches Jahrhundert dürfte es dem Reich der Mitte an Nachwuchs fehlen. Das macht die Weltlage eher gefährlicher



Paul Widmer

Das 21. Jahrhundert werde Chinas Jahrhundert sein, so wie das 20. das amerikanische und das 19. das britische war. Das ist die gängige Auffassung der Leitartikler. Tatsächlich schickt sich China an, die USA zu überunden und zur dominierenden Weltmacht vorzurücken.

Lange wollte der Westen nicht zur Kenntnis nehmen, was vorging. Man staunte über das chinesische Wirtschaftswunder und dachte, dem zunehmenden Wohlstand der Massen werde die Demokratie auf dem Fuss folgen und China werde dann einen wichtigen Platz in der liberalen Weltordnung einnehmen. Doch dem war nicht so. Gerade das, was Chinas Integration in die Weltordnung hätte besiegeln sollen, nämlich die Aufnahme in die Welthandelsorganisation, machte das Scheitern augenfällig. China hielt sich nicht an die Regeln.

Es blieb nicht bloss bei unfairen Handelspraktiken und Industriespionage. Auch was sich sonst tut, ist beunruhigend. Unter Xi Jinping krebst China zurück. Das Wiedererstarken der kommunistischen Partei, der totalitäre Durchgriff auf die Meinungs- und Religionsfreiheit, die Verfolgung von Dissidenten oder die Unterdrückung der Muslime belegen diesen Vorgang im Innern, die überzogenen Machtansprüche im südchinesischen Meer, die Drohgebärden gegenüber

Taiwan, ein Kleinkrieg mit Indien im Himalaja und der Würgegriff auf Hongkongs Freiheiten im Äusseren.

Vor zwei Jahren wagte der Ostasienkenner Urs Schoettli an einer Tagung die Voraussage, dass es in den nächsten zehn Jahren um Taiwan zum Krieg kommen werde. Er wurde damals belächelt. Heute ist die chinesische Irredenta eine Tatsache. Man muss befürchten, Taiwan könnte das nächste Hongkong werden – und das zu einem Zeitpunkt, da die USA innenpolitisch heillos zerstritten und dadurch aussenpolitisch weitgehend blockiert sind. Es dürfte für Xi Jinping verlockend sein, diese Situation auszunutzen und Chinas Machtansprüche mit Gewalt durchzusetzen.

Und doch – etwas könnte den Weg zur Weltherrschaft noch durchkreuzen: die Demografie. China bekommt die Folgen der desaströsen Ein-Kind-Politik immer härter zu spüren. Es fehlen die Jungen, die Gesellschaft altert. Schon in zehn Jahren dürfte die Einwohnerzahl abnehmen. Der Volkswirtschaft wird es an Arbeitskräften mangeln, und es könnte sehr wohl sein, dass China die USA nie überholen wird. Das Reich der Mitte würde dann zwar wie Japan zu einem wirtschaftlichen Kraftwerk, würde aber machtpolitisch auf hohem Niveau stagnieren.

Die Führung der kommunistischen Partei hat das Problem erkannt. Sie ist daran, die Ein-Kind-Politik zu korrigieren. Aber die Appelle zu mehr Kindern fruchten wenig. Die Geburten in den chinesischen Metropolen sinken weiter. Das ist nicht erstaunlich. Es gibt in der Geschichte kaum Beispiele für ein erfolgreiches Redressement, jedoch viele für ein Scheitern. Selbst höchste Autoritäten wie Kaiser Augustus oder der Papst konnten den demografischen Trend nicht umkehren –



Bedeutet der sich abzeichnende Bevölkerungsschwund eine Entwarnung? Keineswegs. Im Gegenteil.

der Papst nicht einmal in ausgesprochen katholischen Ländern wie Italien oder Polen.

Bedeutet der sich abzeichnende Bevölkerungsschwund eine Entwarnung? Keineswegs. Im Gegenteil. Die gefährlichsten Phasen entstehen genau dann, wenn eine Macht sich unter Zeitdruck gesetzt fühlt. In der Antike brach der fünfzigjährige Krieg zwischen Sparta und Athen aus, als Sparta realisierte, dass es den Aufstieg von Athen nicht mehr würde bremsen können, wenn es nicht sogleich zuschlug. Ähnliche Ängste spielten auch beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Rolle. Die Entente glaubte, die letzte Chance nützen zu müssen, um den rasanten Aufstieg Deutschlands zur Vormacht noch stoppen zu können. Und in unseren Tagen befürchtet man in mehreren Hauptstädten, den Zeitpunkt zu verpassen, um Irans Zugriff zu verhindern.

Deshalb durchlaufen wir in den nächsten zehn Jahren eine sehr heikle Phase. Diese erfolgreich zu meistern, verlangt viel diplomatisches Geschick. Davon wird abhängen, ob tatsächlich ein chinesisches Jahrhundert anbricht oder ob sich Amerika nach einem Jahrzehnt scharfer Rivalität behaupten kann.

Vor einer Generation erlebte die Welt ein ähnliches Ringen, damals zwischen den USA und der Sowjetunion. Die US-Präsidenten Reagan und Bush senior meisterten den sowjetischen Niedergang mit einem klugen Mix aus Stärke und taktvollem Entgegenkommen. Darauf wird es auch dieses Mal ankommen. Doch ist ein zerstrittenes Amerika dazu fähig? Die Aussichten sind nicht rosig, selbst wenn der nächste Präsident nicht Donald Trump heisst.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



ILLUSTRATION: GABI KOPPEL

Medienkritik

Neues Design, alte Langeweile



Aline Wanner

Roger Köppel, Journalist und Chefindellektueller der SVP, handelte diese Woche gewohnt antizyklisch. Mitten im Post-Corona-Jammer der Medienhäuser lancierte er seine «Weltwoche» neu. Als «unabhängig, kritisch, gut gelaunt» kündigte er das Heft an. Man durfte gespannt sein, vielleicht ein bisschen hoffen.

Tatsächlich kommt das Magazin optisch und strukturell schlicht sortiert daher. Es gliedert sich in politische Aktualität («Diese Woche»), Feuilleton («Literatur und Kunst») und Populärkultur («Leben heute»). Im ersten Drittel finden sich unter den Autoren allerdings lauter alte und neue Verdächtige: Der liberale Lehrmeister Milosz Matuschek höhnt über *Cancel Culture* und *Political Correctness*, das Ex-SPD-Mitglied Thilo Sarrazin jammert über seinen Parteiauschluss, und Eugen Sorg, der Ex-Textchef der «Basler Zeitung», lamentiert über linke Identitätspolitik.

Auch schön designt langweilt diese Art von Eintönigkeit vor allem. Klar, es finden sich Ausnahmen: Ex-«Spiegel»-Kolumnist Jan Fleischhauer erklärt gewohnt trüf Deutschland («Was in Bayern als Ausweis von Schläue gilt, ist im Rest der Republik Sünde»), und Schriftsteller Linus Reichlin beerdigt witzig leidend («Rosenzüchten im Hühnerstall») Ringiers «Blick»-TV. Am angenehmsten heben sich die «Literatur und Kunst»-Rezensionen von der allgemeinen Sorge über die Einschränkung der Meinungsfreiheit ab (wobei ich hier völlig befangen bin, weil mein geschätzter Ex-Chef Daniel Weber den Teil verantwortet).

Die «Weltwoche» wird so aber auch in Zukunft nicht die Rolle einnehmen, die sie einmal hatte und die in der Schweizer Medienlandschaft heute leider fehlt: die eines politischen, relevanten und überraschenden Wochenmagazins. Denn dafür brauchte es nicht nur gute Laune, sondern auch gute Geschichten und vor allem: eine gute Mischung.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Monatsmagazin «NZZ Folio».

49 Prozent

Frauen malen, Männer lügen



Patrick Imhasly

Von diesem Text werden viele Leserinnen und Leser nicht begeistert sein. Sie werden sich vor allem darüber nerven, dass die Männer in diesem Stück für einmal gut wegkommen. Das hört niemand gerne.

Natürlich können Männer anstrengend sein. Zum Beispiel, wenn sie die Ellbogen ausfahren, um im Job nicht zu kurz zu kommen. Wenn sie bei einem Essen den ganzen Abend lang nur von sich reden und nicht im Traum daran denken, dem Gegenüber jemals eine offene Frage zu stellen. Oder wenn sie versuchen, ihre Gefühle so zu sortieren, wie das ein Maurer mit den Backsteinen tut. Und es stimmt, dass Frauen immer noch gegen hartnäckige Stereotype

anzukämpfen haben. Etwa wenn man ihnen vorwirft, sie seien schrill und unkontrolliert, nur weil sie eine klare Meinung zu einem Thema haben und diese auch äussern. So könnte es in den nächsten Wochen Kamala Harris ergehen, Joe Bidens Kandidatin für die Vizepräsidentschaft bei den US-Wahlen.

Aber es gilt eben auch: Frauen (und Kinder) zuerst, wie Psychologen um Steve Stewart-Williams von der University of Nottingham Malaysia kürzlich in einem Aufsatz aufgezeigt haben. Menschen beiderlei Geschlechts sind im Allgemeinen gegenüber Frauen positiver eingestellt als gegenüber Männern und bringen sie eher mit erstrebenswerten Eigenschaften in Verbindung. In der Psychologie hat der Effekt einen Namen: «Women Are Wonderful».

Die Menschen scheinen sich auch stärker um die Unversehrtheit von Frauen zu kümmern als um jene von Männern. In einem Gedankenexperiment waren jedenfalls mehr Leute bereit, einen Mann statt eine Frau von einer Brücke auf ein Bahngleis zu stürzen, um so einen Zug zum Stehen zu bringen, der ein paar Hundert Meter weiter fünf Menschen überfahren hätte. Zudem gibt es in

unserer Gesellschaft auch eine Art wohlwollenden Sexismus. Er ist etwa dann zu beobachten, wenn Menschen mehr Geld spenden für ein Obdachlosenheim nur für Frauen als für eines, das ausschliesslich Männer aufnimmt.

Ganz anders das Image der Männer. Über sie kann man sagen, was man will – es darf einfach nichts Gutes sein. Das ist keineswegs eine billige Schutzbehauptung. In einer eigenen Untersuchung haben Steve Stewart-Williams und sein Team nämlich nachgewiesen, dass positive Aussagen über Männer häufig mit Unverständnis und Kritik quittiert werden, während bei den Frauen genau das Gegenteil der Fall ist.

Beim Experiment wurde den Versuchsteilnehmern – Frauen und Männern – eine erfundene Studie vorgelegt, die besagte, dass Männer besser malen könnten und erst noch weniger lügen. Aber was nicht sein darf, kann nicht sein: Der Befund wurde sowohl von den Frauen als auch von den Männern angezweifelt und als «überraschend», «ärgerlich», «schädlich» und sogar «sexistisch» qualifiziert. Waren in einer anderen Version der Studie die Frauen den Männern in



Ganz anders das Image der Männer. Über sie kann man sagen, was man will – es darf einfach nichts Gutes sein.

Sachen Kunstfertigkeit und Ehrlichkeit überlegen, lauteten die Reaktionen mehrheitlich, das sei «plausibel», «wichtig» und «interessant». Den Männern begegnet man nicht nur in unseren Breitengraden grundsätzlich skeptisch. Eine Wiederholung des Experiments in Südostasien ist zum selben Ergebnis gekommen: Auch dort, wo die Gleichstellung der Geschlechter relativ schwach ausgeprägt ist, gelten positive Aussagen über Männer als unglaubwürdig. Dieses Phänomen sei nicht ein Produkt der westlichen Kultur, so die Forscher – es habe tiefergehende, alles durchdringende Wurzeln.

Wenn auch den Männern global nichts Gutes zugetraut wird, das aus Männersicht Erbauliche an diesen Experimenten ist: Männer gehen mit dem männlichen Geschlecht mindestens so kritisch um wie die Frauen. Und anders als die Frauen bevorzugen sie ihre eigenen Geschlechtsgenossen nicht. Vielleicht sind die Männer halt doch ein bisschen fairer und anständiger, als man das gemeinhin denkt.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».